



„Schurken sind interessanter“

Mario Adorf über sein Engagement für Blinde und Sehbehinderte, Bösewichter als die besseren Rollen und Gelassenheit als Erfolgsrezept

Fotos: Grundblatt Verlag/Sabeth Stöckforth

Herr Adorf, Sie haben kürzlich in Berlin nicht nur als Jury-Mitglied der Berlinale gewirkt, sondern wenig später auch den Deutschen Hörfilmpreis an die Gewinner überreicht, dessen offizieller Medienpartner der Grundblatt Verlag ist. Über diesen Preis haben Sie seit fünf Jahren die Schirmherrschaft. Wie kamen Sie zu diesem Engagement und was bedeutet es Ihnen?

Mario Adorf: Angesprochen wurde ich seiner Zeit von der Deutschen Bank in München. Die ist auch von Anfang an dabei. Die Preisverleihung findet stets in der sehr schönen Repräsentanz Unter den Linden in Berlin statt. Ich habe damals zugesagt, obwohl ich vom Hörfilm und dem speziellen Verfahren, mit dem Filme für blinde und sehgeschwache Menschen erlebbar gemacht werden, keine Ahnung hatte. Aber als ich erfuhr, dass es darum geht, für fast 150.000 Blinde und über eine halbe Million Sehbehinderte in Deutschland mehr kulturelle Teilhabe zu ermöglichen, musste man mich nicht lange überzeugen.

Ihr Fazit nach den ersten fünf Jahren?

Adorf: Es hat enorme Fortschritte gegeben, zu denen der Preis seinen Beitrag geleistet hat und weiter leistet. In diesem Jahr hat Bundespräsident Horst Köhler der Preisverleihung beigewohnt und damit für einen sehr hilfreichen Schub in der öffentlichen Wahrnehmung gesorgt, ohne die es in unserer Mediengesellschaft nun mal schwierig ist, selbst eine sehr gute Sache zügig voranzubringen.

Zum Fazit gehört auch, dass die Audiodeskription – das sind gesprochene zusätzliche Bildbeschreibungen in den Dialogpausen von Filmen, die die visuellen Wahrnehmungslücken für Sehbehinderte schließen – immer stärkere Verbreitung findet. Ich selbst habe eine solche Produktion inzwischen gesprochen – für einen Film, der mir sehr am Herzen liegt: „Faust“ mit Gustaf Gründgens. Ziel aus meiner Sicht muss sein, alle Filme, die im Fernsehen laufen, auch als Hörfilme zu senden. Bis dahin ist es allerdings noch ein gehöriges Stück Weg.

Sie haben einmal sinngemäß gesagt: „Schurken sind die interessanteren Rollen“. Sie waren als Schauspieler jahrelang auf Bösewichter festgelegt. Macht man da mit so einer Aussage aus der Not eine Tugend?

Adorf: Nein, schon weil „festgelegt“ nicht stimmt. Ich habe mir meine Rollen schon sehr bald selbst ausgesucht. Ich

„Ich habe es stets mit Brechts Motto gehalten ‚Qualität setzt sich durch‘ und bin nie Rollen hinterhergejagt oder habe nie darum gebuhlt. Wenn die Leute nicht merken, was sie an mir haben, dann kriegen sie mich nicht. Diese Einstellung hat mich, auch wenn sie vielleicht etwas überheblich wirkt, davor beschützt, Kollegen als Konkurrenz oder vielleicht sogar Neid zu empfinden.“

habe frühzeitig festgestellt, dass in der gesamten Theaterliteratur – und ich bin ja über das Theater zur Schauspielerei gekommen – die Schurken die interessanteren, facettenreicheren Rollen mit dem höheren Schauwert fürs Publikum sind. Nehmen Sie Shakespeare, Richard III., Macbeth – selbst der große Zauderer, Zögerer Hamlet ist ja auch ein vierfacher Mörder. Ich habe in diesem Zusammenhang auch ganz persönliche Erfahrungen gemacht, die mein Urteil stützten. Als ich vor Jahren mal den Edlen, den Helden gab – nämlich Othello – hat mich der Jago glatt an die Wand gespielt, was an der Rolle lag und natürlich auch an dem hervorragenden Kollegen, der sie spielte. Das war Gottfried John.

Wenn ich also Bösewichter spiele, dann ist das immer meine Wahl. Ich habe solche Rollen allerdings auch schon abgelehnt – wie die des deutschen, dann von Klaus Löwitsch gespielten Landers in dem Film „Steiner“ von Sam Peckinpah. Mir bedeuten die soldatischen Tugenden wie Todesverachtung und Heldentum ehrlich gesagt sehr wenig.

Die erste größere Rolle, die Sie als junger Schauspieler einem größeren Publikum bekannt gemacht hat, war die des psychopathischen Frauenmörders Bruno Lüdke in „Nachts, wenn der Teufel kam“ von Robert Siodmak aus dem Jahre 1957. Wie kamen Sie zu diesem Engagement?

Adorf: Ich war damals ein ganz junger Schauspieler an den Münchener Kammerspielen. Der Drehbuchautor des Films, Werner Jörg Lüddecke, den ich bereits kannte, nahm mich mit in eine Künstlerbar, um mich „zufällig“ dem Regisseur Robert Siodmak vorzustellen. Das klappte auch. Siodmak erhob sich aus seiner großen Freundesrunde und forderte mich ziemlich unvermittelt auf: „Schauen Sie mal beeeese!“ Das tat ich, aber Siodmak meinte: „Das ist doch nicht beeeese.“ Ich machte einen zweiten Versuch, der ihn auch nicht zufrieden stellte und das war’s auch schon. Ich war entlassen und ging zur Theke, um ein Bier zu trinken. Da bemerkte Siodmak, dass ich stark hinkte – ich hatte mir am selben Abend auf der Bühne in einer Raufszene mit Horst Tappert einen Muskelfaserriss zugezogen, – und sprach mich darauf an. Was ich nicht wusste: Siodmak war leidenschaftlicher Amateurheiler und hatte immer einen großen Seekorb voller Medikamente dabei. Er schleppte mich sofort in sein Zimmer im Hotel „Vier Jahreszeiten“,

das um die Ecke lag, und forderte mich dort auf: „Lassen Sie mal die Hosen runter!“. Was wird das jetzt, fragte ich mich zwar, folgte aber der Aufforderung, und dann verzartete Siodmak mein Bein mit einem damals „neuen Mittel aus den Staaten“, einem Vereisungsspray. Auf seine Frage, ob es mir nun besser ginge, habe ich tapfer gelogen. Als wir dann in die Bar zurückkehrten, begrüßte er die Runde mit dem Satz: „Ich habe gerade meinen Teufel geheilt.“ Es gab natürlich noch Probeaufnahmen, aber danach war ich engagiert.

Sie haben später mit Billy Wilder gearbeitet. Die erste Rolle, die Wilder Ihnen anbot, haben Sie allerdings abgelehnt...

Adorf: Ja. Mit der Arroganz der Jugend wollte ich die völlig unbedeutende Rolle des dritten Russen in der Komödie „Eins, Zwei, Drei“, die Wilder mir anbot, nicht spielen. Ich war der Meinung, ich sollte den ersten Russen mimen. Aus späterer Sicht muss ich gestehen, dass dieses Herangehen falsch war. Für den ersten Russen, der im Film dann mit Leon Askin hervorragend besetzt war, wäre ich seinerzeit viel zu jung gewesen.

Danach dauerte es 17 Jahre, bis Wilder Sie für seinen Streifen „Feodora“ erneut haben wollte. Er hatte die Absage aber nicht vergessen...

Adorf: Wilder hatte ein hervorragendes Gedächtnis. Als wir uns damals im Hotel „Vier Jahreszeiten“ begegneten, wandte sich Wilder nach einer Runde durch die Drehtür zu mir und sagte mit erhobenem Zeigefinger: „Und nicht wieder absagen!“ Damit hatte er mich „im Sack“, und ich habe dann eine Rolle bei ihm gespielt, die nicht wesentlich besser war als jene, die ich damals abgelehnt hatte.

Was hat sich Ihnen aus der Arbeit und auch der persönlichen Bekanntheit mit Wilder besonders eingeprägt?

Adorf: Wilder war der geistreichste, humorvollste und witzigste Mensch, den ich wohl überhaupt je getroffen habe – höchstens vielleicht noch zu vergleichen mit Peter Ustinov. So war Wilder aber nur privat. Bei der Arbeit war er ausgesprochen streng, fast humorlos und sehr amerikanisch, das heißt, Änderungen am Drehbuch kamen nicht in Frage und Ideen der Schauspieler waren nicht gefragt. Damit hatte ich nun immer meine Schwierigkeiten. Einmal konnte ich mich gegen Wilder durch-

setzen. In einer Szene hatte ich ein zusätzliches „Oh“ eingefügt. Da gab es erst ein großes Bohei um dieses „Oh“, aber weil ich es immer wieder brachte, blieb es schließlich drin.

Herr Adorf, wie würden Sie Ihr Credo als Schauspieler umreißen?

Adorf: Schauspielerei ist ein Handwerk, das man möglichst gut lernen sollte. Und dann steht Glaubhaftigkeit für mich ganz oben. Ob ich einen Nagel einschlage oder einen anspruchsvollen Dialog spreche, ich möchte immer erreichen, dass man mir glaubt, was ich tue. Im Übrigen habe ich es stets mit Brechts Motto gehalten „Qualität setzt sich durch“ und bin nie Rollen hinterhergejagt oder habe nie darum gebuhlt. Wenn die Leute nicht merken, was sie an mir haben, dann kriegen sie mich nicht. Diese Einstellung hat mich, auch wenn sie vielleicht etwas überheblich wirkt, davor beschützt, Kollegen als Konkurrenz oder vielleicht sogar Neid zu empfinden. Ich habe mir frühzeitig ein gewisses Maß an Gelassenheit und Selbstsicherheit zugelegt, was in meinem Beruf sehr hilfreich ist.

Wie haben Sie sich auf die Rolle des italienischen Faschistenführers Mussolini vorbereitet, den Sie 1973 in dem Streifen „Die Ermordung Matteottis“ spielten?

Adorf: Generell verlasse ich mich als Schauspieler in erster Linie auf meine Fantasie und mein Einfühlungsvermögen – das habe ich unter anderem von O. E. Hasse gelernt, dem ich beruflich viel zu verdanken habe. Wenn ich ein Irren spiele, dann gehe ich nicht vorher drei Monate in ein Irrenhaus. Etwas anderes ist es bei historisch realen Rollen. Mussolini habe ich studiert, in dem ich mich zunächst literarisch schlau machte. Und dann vor allem durch endloses Ansehen und Anhören von Filmmaterial – auch solchem, das der Duce zensiert hatte. Ich wollte ihn in Gestik, Mimik und Sprachduktus – alles sehr ausgeprägt bei Mussolini – möglichst genau treffen.

Und was wussten Sie von dem deutschen Kommunisten Max Christiansen-Clausen, den Sie als Funker des sowjetischen Top-Spions Richard Sorge in Japan während des zweiten Weltkriegs in dem Film „Wer sind Sie, Dr. Sorge?“ von 1960 darstellten?

Adorf: Ich wusste vor dem Film von diesem Menschen überhaupt nichts und

hinterher auch nur das, was im Drehbuch gestanden hatte. Sorge als historische Figur war mir bekannt – aus dem Film „Verrat an Deutschland (Der Fall Dr. Sorge)“ von 1954, in dem der Sorge von dem in Frankreich lebenden deutschen Schauspieler Paul Muller gespielt worden war. Literatur zu diesem Thema gab’s damals nicht. Erst als unser Film schon lief, habe ich eine Vorstellung von der historischen Dimension bekommen – als ich damals in der Sowjetunion war und merkte, dass Thomas Holtzmann, der den Sorge in unserem Film gespielt hatte, und ich dort über Nacht zu Stars geworden waren.

Haben Sie je vom realen Christiansen-Clausen gehört, der seinerzeit in der DDR lebte, wo der Film übrigens in den Kinos lief?

Adorf: Nie. Leider, muss ich heute sagen, denn das hätte mich sehr interessiert. Aber der Sachverhalt, dass dieser Funker noch lebte, war damals im Westen nicht bekannt.

Sie haben einmal gesagt, wenn ein Dutzend Filme – von etwa 130 – bliebe, wären Sie zufrieden. Welche Ihrer Filme stufen Sie selbst als besonders wichtig ein?

Adorf: Da nenne ich an erster Stelle „Die Blechtrommel“, Regie Volker Schlöndorff, und Fassbinders „Lola“, aber auch „Via Mala“, die Verfilmung des großen Romans von John Knittel. Und dann natürlich Fernsehfilme wie „Der große Bellheim“ und „Der Schattenmann“ von Dieter Wedel. Und die Komödien von Helmut Dietl – „Kir Royal“ und „Rossini“.

Gibt es eine Rolle, von der der Schauspieler Mario Adorf bedauert, sie nicht gespielt zu haben?

Adorf: Ja, den Milchmann Tevje in „Anatevka“. Ich glaube, den hätte ich ganz gut hinkommen. Die Rolle ist mir verschiedene Male angeboten worden, aber es hat nie geklappt.

Welche beruflichen Pläne haben Sie für 2007 und darüber hinaus?

Adorf: Zum Beispiel eine Komödie auf irgendeiner Karibikinsel. Vor allem aber gibt es ein sehr ernsthaftes Angebot: Ich soll Karl Marx spielen. Der Stoff war erst als Fernsehspiel geplant, aber da das internationale Interesse sehr groß ist, verdichten sich jetzt die Anzeichen, dass es ein Spielfilm werden könnte.

Das Gespräch für Das Grundblatt führte Wolfgang Schwarz.